

tisten vor; noch mehr stört, daß er so, als ob darin ein Makel liegen könnte, betont, der in Bremen durch Undereyck, Neander und Lampe praktizierte Pietismus habe nichts mit dem Separatismus zu tun (90–93, 125, 156) und zusammenfassend dazu darlegt (315), wo, wie durch die führenden Bremer Pietisten, „sauber theologisch gedacht und gearbeitet“ wurde, „der Pietismus sich nicht gegen reformatorische Grunderkenntnisse entwickelte und die Gefahr der Separation vermieden“ wurde, während „Fehlentwicklungen“ durch „unqualifizierte Laien und Theologen“, die „radikale Änderungen anstrebten“, herbeigeführt worden seien. Mit solchen Bemerkungen wird er der Konsequenz und der Gelehrsamkeit der zur Separation bereiten Frommen nicht gerecht.

Weitere Punkte seien nur in Stichworten genannt: Überzeugend ist es, wie d. Vf. darstellt, wie im Bremer Pietismus durch Undereyck und Lampe die in der niederländischen Reformbewegung miteinander rivalisierenden Ansichten der Anhänger des Voetius und der Anhänger des Coccejus „versöhnt“ wurden; unverständlich dagegen sein abschließendes Urteil, in Bremen sei es zu keiner schroffen theologischen Konfrontation zwischen Pietismus und Orthodoxie gekommen (315), wo er doch selbst einige Kapitel vorher wiederholt auf eben diese Frontstellung hingewiesen hat (siehe vor allem 197–240). Sehr hilfreich sind seine Ausführungen über Neander als Liederdichter, gut wäre es jedoch gewesen, wenn er zum Vergleich nicht nur Paul Gerhardt herangezogen hätte, sondern auch jene Barocklyrik, in der das für Neander kennzeichnende Motiv der Todessehnsucht ebenfalls zu finden ist.

Kiel

Harmut Lehmann

Reinhard Breymayer u. Friedrich Häussermann (Hrsg.): Friedrich Christoph Oetinger – Die Lehrtafel der Prinzessin Antonia – Bd. I, Teil I: Text XV, 274 Seiten. Bd. I, Teil II: Anmerkungen XXIII, 633 Seiten. Texte zur Geschichte des Pietismus Bd. I. Berlin-New York (Walter de Gruyter) 1977. DM 286.–

Von den angekündigten Texten zur Geschichte des Pietismus liegt von historisch-kritischen Kommentaren nunmehr ein erster Band innerhalb der VII. Oetinger-Reihe vor. Er wird deshalb eine besondere Aufmerksamkeit finden.

Das Geleitwort schrieb Martin Schmidt, in dem er sich wesentlich auf die Wirkungsgeschichte Oetingers im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert beschränkte. Das eigentliche Vorwort, das näher auf die ganze Vorbereitungsarbeit dieser Edition eingeht, stammt von Dr. phil. Gerhard Schäfer, dem Archivdirektor der Württembergischen Landeskirche, „der unermüdlich, geschickt, zäh, sachkundig, kritisch alles tat, was in seinen Kräften stand, um diese Ausgabe auf die Beine zu stellen“ (M. Schmidt).

Ob freilich die von Schäfer aufgestellte These, daß ohne editorische Arbeiten im Rahmen einer historisch-kritischen Kommentierung eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Gedankengängen Oetingers nicht möglich sei, zu viel behauptet, muß geprüft werden. Denn sie voll aufrechtzuerhalten, hieße, auch auf Martin Schmidts Geleitwort zurückgreifend, die Wirkungsgeschichte Oetingers, die Strahlkraft seiner Gedanken und ihre Interpretation durch verflossene zwei Jahrhunderte wohl zu gering zu veranschlagen. Daß man dabei weit über den Rahmen von Kirche und Theologie hinaus in die Interpretation der Gedanken Oetingers auf Irrwege oder Abwege und Seitengassen geraten sei, das Verstehen dieses Urschwaben gar in falscher Richtung gelaufen sei, wird man kaum sagen können.

Die Kommission für germanistische Forschung hat in ihren Kolloquien die kritischen Fragen und Probleme einer Kommentierung 1970 erneut aufgegriffen und ist sich bewußt geblieben, sie noch nicht ausdiskutiert zu haben. Ob die dort aufgeworfenen Fragen bei dieser Edition, die wir besprechen, wirklich im Blick geblieben sind, wird uns noch zu beschäftigen haben. Eine Kritik an der historisch-kritischen Arbeit, die hier vorliegt, erweist sich als unabdingbar.

Doch zuerst: Dieser Band in seinen zwei Teilbänden stellt eine bedeutende wissenschaftliche Leistung dar. Wir werden zustimmen, daß „mit Oetingers Lehrtafel

nicht nur eines der am meisten zitierten, sondern auch eines der am schwierigsten zu deutenden Werke Oetingers jetzt vorgelegt worden ist, die auch bei der Interpretation anderer Oetinger Schriften eine nicht unbedeutende Hilfe darstellt“. Nur meinen wir, daß die entscheidende Arbeit nicht so sehr in der Textausgabe liegt. Denn sie bestätigt im Grunde nur, wie zuverlässig und originalgetreu sich z. B. die frühere Textausgabe bei Karl Chr. Eberh. Ehmman vom Jahre 1858 erweist. Überhaupt bemerkt man, daß im Laufe der ganzen Neuausgabe sich die zuerst nur kritischen Äußerungen über Ehmmanns Arbeiten über Oetinger immer stärker abschwächen, ja korrigiert werden.

Wir meinen, das Entscheidende der hier vorliegenden Ausgabe findet sich im historisch-kritischen Gesamtapparat. Im 1. Teilband ist auf die Einführungen von R. Breymayer und Fr. Häussermann hinzuweisen. Breymayer konzentriert sich in seiner Einleitung auf Oetingers „Theologia Emblematica“ im Blickfeld der Lehrtafel der Prinzessin von Württemberg. Ob man wirklich von einer „Theologia Emblematica“ sprechen kann, diese Formulierung wirklich glücklich ist, ja sich so selbst bei Oetinger finden sollte? Es ist Häussermann, der bemerkt, daß diese Symbolsprache nicht auf eigenen Füßen steht, sondern nur ein dienendes Glied, ein Hilfsmittel darstellt. Vieles ist mit der Emblematik nicht auslotbar.

Diese Einschränkung mindert nicht das Gewicht der von Breymayer vorgelegten eigenen, sehr weitgespannten Forschung. Er verfolgt die Wirkungsgeschichte der Lehrtafel Oetingers durch das ganze 18. und bis ins 19. Jahrhundert und fördert hier viel ungekanntes Material zutage.

Oetinger gilt ihm als später Vertreter der Emblemantik. Ob das wirklich innerhalb des 18. Jahrhunderts zutrifft? Die Emblemforschung greift nicht nur historisch weit zurück. Die Rezeption der Emblemantik weist über das 18. Jahrhundert und über die Romantik bis in die unmittelbare Gegenwart. Erinnert sei an die marxistische Emblemantik z. B. bei Bertolt Brecht. Die Emblemantik ist im internationalen Rahmen, die slavische Literatur ist dabei nicht zu übersehen, lebendig geblieben. Man denke an die Orff-Bühne und Becket u. a.

Breymayer hat dann im weiteren Text diese These selbst abgeschwächt. Bei all den bereits aufklärerischen Gegenstimmen, die er anführt, findet die Oetingerische Emblemantik z. B. im Goethe-Kreis, beim Dichterkönig selbst wie im Schiller-Kreis, in zahllosen alchimistischen Gruppen volle Beachtung. Wir fügen hinzu, selbst Mozart kannte sich bei Oetinger aus. Wien zählte, als Mozart in dieser Stadt weilte, gegen 1 000 alchimistische „Küchen“, vor allem bei Logenmitgliedern, wie wir durch Forschungen Alfons Rosenbergs wissen. Oetinger fand schließlich Widerhall auch bei den späten Rosenkreuzern. Noch etwas anderes wird bei Breymayer herausgearbeitet. In unermüdlicher Spürarbeit hat er die holländischen Anstöße bei Oetinger gezeigt. Dabei bleibt der Urschwabe durchaus selbständig. Jedenfalls überschaut er die gesamteuropäische Fachliteratur zur Emblemantik wie die theologische, philosophische und naturwissenschaftliche souverän.

Unter den von ihm zitierten Schriften finden sich freilich Veröffentlichungen, z. T. aus Schwaben, die wohl mit Recht inzwischen vergessen worden sind, weil sie im Grunde wenig austragen, damals aber zeitweilig Beachtung fanden.

Jedenfalls liegt hier der Nachweis vor, daß Oetinger wie die anderen führenden Köpfe des Pietismus, so Spener, A. H. Francke, Albrecht Bengel, Gottfried Arnold, Zinzendorf in seiner Weise, die gesamteuropäische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts und die neuen Diskussionsthemen in ihrer Breite überblickten. Wirkliche Überraschungen fehlen aber.

Im dem 2. Teilband hat Schäfer in seinen Vorbemerkungen zu den bibliographischen Angaben Breymayers auf mehr als 600 Seiten betont: „Die Benutzer dieser Edition sollten Gelegenheit haben, das Ergebnis der grundlegenden bibliographischen Nachforschungen der Bearbeiter auch für andere Zwecke ausnützen zu können. In bibliographischen Exkursen entstanden Überblicke über die Veröffentlichungen verschiedener Autoren und Druckereien. Die Anmerkungen sind eine Fundgrube für Literatur des 18. Jahrhunderts mit zahlreichen, bisher verschollenen oder unbekannt gebliebenen Werken, auch solchen von Oetinger selbst.“

Welche große Sachkenntnis dieser Anmerkungsapparat beweist, wird jedem Benutzer schnell deutlich.“

Jedenfalls dort, wo Oetinger seine Gewährsmänner nicht angibt und Zitate einbaut, ist es Breymayer gelungen, sie zu finden. Friedrich Häussermann, der ausgewiesene Kenner der Kabbalistik, bietet im 1. Teilband eine „Einführung“ wie eine „Übersicht über den Inhalt von Oetingers Lehrtafel“. Oetinger habe ein genuines und fast genial zu nennendes Verhältnis zur kabbalistischen Symbolik besessen. Nach anfänglich vergeblichen Versuchen um ein Verstehen der Kabbala half ihm ein neues Studium Jakob Boehmes, die bis in die Wurzeln der Struktur reichende Verwandtschaft der beiden Gedankenwelten – nicht ohne die Hilfe gelehrter Juden – zu entdecken. Die Beschäftigung mit der Alchimie lieferte einen weiteren Schlüssel zum Verstehen. Das kabbalistische System, das ihm in der Lehrtafel der Prinzessin Antonia entgegentrat, war jedoch nicht mehr als eine Hinführung zum biblischen Schriftverständnis in seinen tiefsten Absichten. Die „wahre Jakobsleiter“ sei nur Jesus Christus. In ihm vereinigten sich die Prinzipien von Natur und Gnade vollkommen. Die Idee der Sohar von der räumlichen Offenbarung Gottes habe den Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus überwunden, jene quälende Verwirrung der Philosophie seines Jahrhunderts. So sei nach Häussermann diese Lehrtafel im Grund eine Apologie Boehmes.

Dieses Grundanliegen Oetingers wird von Häussermann in dessen Auseinandersetzung mit Swedenborg, Malebranche, Newton, Christian Wolff, Gottfried Ploucquet, Detlev Clüver, Giorgio Baglivi, schließlich mit dem „Philosophen de Sans Souci“, zuletzt mit Gottfried Leibniz, weiter verfolgt.

Es ist bei Häussermann wie Breymayer fast faszinierend, zu lesen, was sie durch bemühtes genaues Lesen des Textes und einer vorsichtig abwägenden Interpretation herauszuarbeiten versuchen. Und doch zeigt sich hier auch eine deutliche Grenze. Denn hat man sich, nicht zuletzt auch in die Anmerkungen und Anhänge des 2. Teilbandes eingelese, entdeckt man weitere Bezüge, nicht nur Varianten und Nebenlinien. Große Bereiche sind nicht nur vernachlässigt, sondern einfach übersehen worden!

Man stößt bereits bei dem ersten wichtigen Textstück „Von der Wunder-Kraft Gottes in den Wasser-Quellen“ darauf. Man sucht bei beiden Hauptherausgebern vergeblich den Hinweis, daß es hier bei Oetinger um eine Aufnahme einer Diskussion mit der physikotheologischen Gesamtströmung seiner Zeit geht, einer gesamteuropäischen Bewegung, deren Ausläufer bis in die Gegenwart reichen. Oetinger kennt und nennt die wesentlichen Hauptvertreter dieser Massenbewegung, den Franzosen Le Pluche, übrigens einen Jansenisten, den Holländer Nieuwentyt, den Engländer Ralph Cuworth, auch den Hamburger Johann Albert Fabricius, der die Popularisierung der physikotheologischen Überzeugungen in Deutschland betreibt. Nicht nur der Ansatz der Physikotheologie, alle wirklichen Wunder des Alten Testaments als Kaböd-Konfrontation zu interpretieren, läßt sich bei Oetinger finden. Seine „Hydro-Theologie“, denn darum handelt es sich in diesem Kapitel über die „Wasser-Quellen“, Haller wird auch beachtet, steht in diesem ganzen Zusammenhang. Die Frage des Gartens, der Quellen ist im Umbruch der Epochen zur Aufklärung eine theologische Frage, die im weiteren Verlauf zur Ablehnung der barocken Gartenarchitektur in ihrer Künstlichkeit und zum „Englischen Garten“ aus all den Pflanzenverstümmelungen heraus hinleitet. 1753 wurden z. B. in Deutschland gegen 10 000 Exemplare von Herveys „Herrlichkeit der Schöpfung in Gärten und Feldern“ in der Übersetzung Hallers verkauft, 1765 wurden 30 000 Bände Physikotheologie in Hamburg gedruckt und waren schnell vergriffen. Warum wurde die wegweisende Arbeit von Wolfgang Philipp zu dem Traditionsstrom der Physikotheologischen Bewegung unter dem Titel „Das Werden der Aufklärung in theologischer Sicht“ (1957) nicht angeführt?

Selbst die Andeutung im Anmerkungsapparat in I, 2, S. 562 (Nachtrag), an der die „Einführung“ wie die „Übersicht über den Inhalt von Oetingers Lehrtafel“ vorübergehen, macht die Bedeutung dieser Zusammenhänge nicht sichtbar.

In den „Summarien“ setzt dann bei Oetinger eine Diskussion mit dem Cartesianismus als neuer Wissenschaftsmethode ein. Auch hier fehlt in der Einführung wie in den Anmerkungen ein Hinweis, wie außerordentlich wichtig für Oetinger dieses Gespräch ist, ja ohne Jakob Boehme oder die Kabbala dabei einzubeziehen! Es ist für die ganzen Summarien typisch, daß harte Konfrontationen gemieden werden. Oetinger erteilt der neuen wissenschaftlichen Methode keine Absage. Diese Denk- und Beweismethode läßt er vollberechtigt stehen. Er akzeptiert den „scharfsinnigen Pierre Bayle“. Seine eigenen alchimistischen Studien betreibt Oetinger in der gleichen Methodik. Nur macht er fast trotzig und herausfordernd deutlich, u. a. mit seinem Bekenntnis zur „Astrologie und Magie“, daß neben den exakt naturwissenschaftlich gewonnenen Erfahrungen die unmittelbaren inneren Einsichten, die existentialistische Interpretation von Wirklichkeiten des translogischen Wahrheitsorgans des Menschen, des „sensus communis“ eine zweite Erfahrungsquelle eröffnet. Der ganz knappe und einmalige Hinweis auf Pascal, ja fast blitzartig, zielt ebenso in diese Richtung!

Gleichgewichtig dienen Kabbalistik, Kosmologie wie der Mythos zur Aufweisung der Hinter- und Untergründe, des Nichtauslotbaren, ermöglichen einen Tiefgang der Erkenntnisse, die jener Verödung und Entsinnlichung der irdischen Wirklichkeit in Idealismus wie Materialismus entgegentreten und die Aussagen der Schrift das letzte und entscheidende Wort einräumen.

Wir vermögen nur anzudeuten. Bei den Anmerkungen fällt auf, daß u. a. Pierre Bayle als Aufklärer titulierte wird. Dabei hat dieser Franzose ein ungeheures Material gegen die Aufklärung geliefert (II, S. 148). Pietro Pompanazzi wird die Ansicht, die Seele sei sterblich, zugeschrieben. Hier hätte die in diesem Zusammenhang angeführte Stelle bei Pierre Bayle, die abgedruckt ist, warnen müssen. Das Problem ist strittig. Warum dabei nur auf zwei italienische Veröffentlichungen, die fast 100 Jahre auseinander liegen, als Literatur hingewiesen wird, ist nicht einsichtig. Ein Verweis auf die in der RGG angeführte Literatur oder die anderer Nachschlagewerke wäre geeigneter gewesen.

Es leuchtet auch schwerlich ein, warum, wenn auch nicht durchgängig, in dem Anmerkungsapparat Zweit- und Drittauflagen mit der ganzen Titellei aufgeführt werden, wenn sie zur Erhellung kaum Wesentliches beisteuern, zumal sie in den bekannten Nachschlagewerken schnell zur Hand sind. So schwillt der Anmerkungsapparat an.

Auch eine zweite Rückfrage ergibt sich hier. Die Einbeziehung neuerer Literatur, die Oetinger nicht kannte, mußte nach unserer Meinung problematisch und unbefriedigend bleiben. So ist der gutgemeinte Versuch, unter bibliographischen Vorzeichen Hilfen zu geben, doch unter dem Zwang, eine Auswahl unter der vorliegenden Literatur vorzunehmen, aus verschiedenen Ursachen, die wir hier nur teilweise andeuten, nicht recht gelungen. Die Zeitschriftenaufsätze sind prinzipiell ausgeschlossen worden, obwohl sich in ihnen oft der Fortgang der Forschung am deutlichsten widerspiegelt, zumal neue Ergebnisse manchmal erst nach längeren Zeitspannen in selbständigen Veröffentlichungen eingearbeitet werden können. Was hier vorliegt, befriedigt weder den Fachkundigen, noch ist dies als eine Ausgangsbasis für eine Einarbeitung in spezielle Forschungsaufgaben im Umkreis Oetingers wirklich tragfähig. Fachkataloge, die an kein Erscheinungsdatum gebunden sind und laufend weitergeführt werden, bleiben unentbehrlich. In dem hier besprochenen Kommentar liegt eine Überforderung vor, die jeden Bearbeiter trifft.

Doch zurück zu Interpretationslücken. Wenn z. B. Oetinger vom „Wolffianismus“ als einem festen Begriff spricht, von einer „mathematischen Methode“, die er in den Summarien in bezug auf Pompanazzi demonstriert, nicht um sie zu glossieren, sondern um diesen Italiener von Mißdeutungen unter Berufung auf Pierre Bayle zu verteidigen, ist sie zugleich für ihn ein guter Anlaß, sie an die Grenze zu führen, über die sie nicht hinausführt, die Fülle der Erfahrungswelt eben nicht einfängt, sondern torsohaft bleibt.

Dabei zwingt er Christian Wolff nicht in die von ihm eingeführte Methodik.

Er weiß, daß Wolff innerhalb der physikotheologischen Strömung einen nicht zu übersehenden Beitrag geleistet hat und zitiert ihn entsprechend. So sieht ihn Oetinger auch in diesem Zusammenhang, ohne ihm Unrecht zu tun.

Das gleiche könnten wir in Oetingers Stellung zu Leibniz in den Summarien aufweisen. Er sieht ihn nicht bzw. engt ihn nicht in das Gehäuse der Monadologie ein, gegen die Oetinger sich abgrenzt. Er ist für ihn der „große Mann“, der mehr zu sagen hat. Er läßt andere über die „spiritualität der Philosophen“ spötn.

Auch Plato und Aristoteles sieht er anders als die herkömmliche Polemik im Pietismus und hier nicht allein. Sie sind ihm nicht die „alten Heiden“. Ob er von der platonisierenden Schule in Cambridge, Ralph Cudworth ist zu nennen, dabei angeregt worden ist? Das Aditus-Reditus-Schema ist für Oetinger unentbehrlich. Andererseits läßt er sich durch die Ablehnung des Aristoteles in Cambridge nicht beirren. Er kombiniert den eigenen Begriff von der Seele als einer „Endelechia“, als „der Form der Vollendung des Potentiellen zur Wirklichkeit“ (Aristoteles) mit der Dynamik von Boehmes „Rad der Natur“. Der Urschwabe ohne Polemik kennt keine Globalverwerfungen wie Globalakzeptionen.

Worauf wollen wir hinaus? Die Ambivalenz der Aufklärungsgesellschaft ist von Oetinger klar analysiert, ja er hat an ihr Anteil. Von dort aus erklärt sich mit die Aufmerksamkeit, die er mit seinen Schriften in einer weiten Öffentlichkeit, unter den Gebildeten, in Adelskreisen wie auch unter den intensiv lesenden, bildungshungrigen, schlichten Menschen im Volk seiner Zeit findet. Es ist ein Gespür der Aufklärungsgesellschaft, daß man sich nicht völlig der Vernunft und dem Nachdenken unterwerfen will, angesichts der Lebensprobleme wie der alogischen Struktur der vorfindlichen Wirklichkeit. „Man las zwar die Bibel und hörte ihre Auslegung in Predigten“, aber man studierte zugleich in den geistigen Schichten, die Adelsgesellschaft eingeschlossen, die alten Göttergeschichten. Die Barockkunst bevölkerte die Gärten und Herrenhäuser mit diesen Göttergestalten. Man war der Welt der Mythen und dem, was sie aussprachen, nahe. Die Kabbala las man, sie war fast ein Volksbuch. Man trieb Alchimie mit Leidenschaftlichkeit, schlug die Mystikerschriften auf, hörte auf Astrologie, trieb „Esoterik“.

Man lebte gespalten in zwei Bewußtseinssebenen, darin bereits ein modernes Menschentum! Man gab sich dem rationalen Denken hin, man wollte vernünftig sein und handeln. Doch scheute man sich, einem Vernunftswahn zu verfallen, dessen Grenzen und Abseitigkeiten man ahnte.

Oetinger war als Gelehrter immer noch der Seelsorger, der bibelgläubige Theologe, der Pfarrer, der sich in genialer Hellsichtigkeit warnend jedem Versuch einer Selbstinterpretation der uns zugänglichen Wirklichkeiten abseits einer Konfrontation mit der biblischen Botschaft entgegenstemmte, weil sie in all ihren Anläufen tatsächlich immer wieder zu Bruch gegangen ist, wenn neue Probleme und Erklärungsversuche auftauchen, die ebenfalls kommen und vergehen.

Fassen wir zusammen. Jeder Anlauf zu einer historisch-kritischen Edition bleibt ergänzungsbedürftig, bedarf Korrekturen, antiquiert. Umgekehrt erweist sich jeder vorliegende Text, der kommentiert werden soll, ebenso als „ein ergänzungsbedürftiger Entwurf einer grundsätzlich nicht erreichbaren Vollkommenheit“ im Bemühen des jeweiligen Autors. Eine Kommentierung für die Spätgeborenen ist ein wichtiges und nötiges Unternehmen, wenn sie auch nicht über den eigenen Schatten zu springen vermag. Es hat sich heute weithin die Überzeugung nicht nur in der Germanistik, hier freilich wohl am deutlichsten, durchgesetzt, daß alle historisch-kritische Kommentierung niemals abgeschlossen ist, oft auch nicht mehr als ein bemühter Entwurf bleibt.

Vielleicht sollte dieser Gesichtspunkt, nicht nur erhärtet im Blick auf Editionen des 19. Jahrhunderts, die uns deutlich den „oft sehr zeitbedingten Charakter dieser Forschungen“ aufweisen, dazu bestimmen, die einzelnen Einführungen auf das „unbedingbare Notwendige zu beschränken“. Wir erinnern an die Einleitungen zu

manchen Bänden der Weimarer Lutherausgabe, was nicht dagegen spricht, daß vereinzelte aus der Feder großer Gelehrter unüberbietbar geblieben sind.

So bleibt bei einer ruhigen Beurteilung nach unserer Meinung gleich wichtig, reine Werkausgaben, die oft am dringlichsten sind, um die Texte greifbar zu machen, wie die historisch-kritischen Kommentierungen mit gestrafftem, nicht ausuferndem Apparat zu edieren. Dazu tritt gleichberechtigt, vielleicht gar vorrangig, das selbständige Lesen der Quellen und die erwartete Weite eines Überblickes über die jeweils vorfindliche Zeitperiode. Nur so werden wohl Erfahrungen gewonnen, sind nur so zu erreichen, die erhellend und weiterführend sind, un gelenkt also von Kommentierungen, deren Wert nachträglich hilfreich sein wird.

Wenn wir das akzeptieren können, dann muß nicht noch einmal betont werden, welch überreiches, ja überquellendes historisches, kommentierendes und nicht zuletzt bibliographisch erarbeitetes Material besonders im jahrelangen, intensiven wie erfolgreichen Einsatz von Reinhard Brey Mayer in dem besprochenen Werk vorliegt. Es auszuschöpfen, nicht zuletzt anhand der verschiedenen vorbildlichen Register bzw. Verzeichnisse, bei denen viele Wünsche in überraschendem Maße erfüllt worden sind, bleibt Aufgabe der Oetinger-Forschung.

Feldkirchen-München

Erich Beyreuther

Issac Vazquez, O.F.M., L'oeuvre littéraire de Lucien Ceys-  
sens sur le jansénisme et l'antijansénisme devant la  
critique. Rome, Bibliotheca Pontificii Athenaei "Antonianum", Rome 1979,  
n° 20, 288 p., 2 pl. hors texte.

C'est à un catalogue, titre qui se veut généralement modeste, que se réfère le travail de l'auteur, le P. Vazquez, mais celui qui se flattant de se croire étranger aux sciences religieuses prononce ce terme, peut ignorer qu'il s'avance dans les mérites de la personne et de l'oeuvre d'un savant auteur, spécialiste mondial de toute une époque, "pure comme des anges et orgueilleuse comme des démons" selon les mots même de Hardouin de Péréfixe. En parlant de son héros, c'est, à-dire du P. Lucien Ceysens, O.F.M., un Campinois aujourd'hui âgé de 78 ans, de ses longues, patientes et érudites recherches, c'est dire peu de choses que d'évoquer par le titre les travaux plus anciens de l'Abbé Willems, du Dr S. Munter et de quelques revues publiées soit dans *Antonianum*, *Franciscana* ou *Augustiniana*. Il faut en premier lieu noter l'importance d'un chiffre rarement atteint par des spécialistes qui ont rejeté toute étude disparate ou s'écartant du propos central de leurs études. Citons ici une longue suite d'ouvrages et de comptes-rendus (parfois ici même de véritables livres) qui sont des esquisses poussées, des richesses suffisamment explicites pour contribuer à remodeler des tableaux de la période où Ceysens affirme son courage par des jugements singulièrement hardis et précis.

Dans une deuxième partie que le P. Vazquez a établi volontairement plus courte, il est dès lors parlé de l'oeuvre de Ceysens devant la critique et, en particulier, de l'introduction du serment antijanséniste au cours des années 1692-1694, poursuivant les considérations historiques, les thèses théologiques de Malines et les normes papales. Le chapitre suivant se rapporte à la correspondance d'Emmanuel Schelstrate (en latin, en anglais, en français et en allemand) et à celle théologiquement opposée de F. Chigi. Enfin, en queue du volume, des notes se situent dans des *spuria* intitulés *Jansenistica micellanea*.

Quelques mots de biographie suffiront pour situer ce savant des plus largement connu et honoré. A 16 ans, s'étant décidé pour la cléricature comme la plupart des membres masculins de sa proche famille et pour la vie franciscaine en particulier, notre auteur en herbe se retrouve au couvent de Tielt et s'appela désormais Frère Lucien. Dans le couvent de Saint-Trond, après des études interrompues en 1925-1926 par le service militaire, Ceysens reçut la prêtrise le 8 septembre 1927. Envoyé à Rome pour fréquenter sous le patronage savant du P. Grisar les dépôts d'archives relatives aux dernières déconies du 17<sup>e</sup> siècle, Ceysens, en pleine maturité, choisi ces recherches comme sujet de thèse doctorale. Il en fit le sujet essentiel, voire uni-